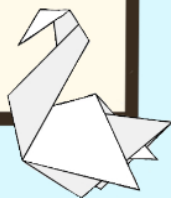


- AG Kreatives Schreiben -

Welt aus Papier

2025



Inhalt

Frieda Eggers: Ihre kleine Welt	3
Victoriya Ganzha: Meine Seele, Dein Herz und Sein Leben	4
Ivana Brkljaca: Das Erbe der Drachenkriegerinnen	10
Hannah Tielke: Ohne Titel	14
Eva Stracke: Der Morgen	18
Anna Hochberg: Ohne Titel	21
Alissa Couwenberg: Tu nie etwas, was du nicht tun sollst	23
Len Bolch: Ein Buch.....	25
Alissa Couwenberg: Ohne Titel.....	30
Frieda Eggers: Ein Verlust.....	34

Liebe AG-Teilnehmer*innen, liebe Leser*innen,
nicht der aufrechte Gang macht den Menschen zum Menschen (T-Rex!), sondern die Fähigkeit, Geschichten zu erzählen – sich um Kopf und Kragen zu reden, zu plaudern, zu schwafeln, zu berichten, zu fantasieren, zu erfinden, zu lügen und – ein feiner, aber wichtiger Unterschied – eine Geschichte zum Besten zu geben, die nicht stimmt, aber trotzdem wahr ist. Erfundene Geschichten nutzen die „Wirklichkeit“ höchstens als Sprungbrett für ihren Körper in die Weiten der Fantasie, wo die tieferen Wahrheiten verborgen liegen.

Ein „Ergebnis“ solchen literarischen Planschens und kreativen Schnorchelns liegt in Ihren und euren Händen. Diese kleine Sammlung von Texten ist eine „Welt aus Papier“, entstanden in, um und außerhalb einer kleinen „Arbeits“-Gemeinschaft, die im Schuljahr 2024/25 am Goethe-Gymnasium Karlsruhe regelmäßig zusammenkam, um zu schreiben, zu experimentieren, sich gegenseitig Erzeugnisse der eigenen Fantasie vorzulesen und gemeinsam daran zu feilen. Dabei sind kleine Kürzestgeschichten, Teilkapitel größerer Erzählungen und Auszüge aus begonnenen Romanen entstanden, bei denen oft genug kaum zu glauben ist, dass sie den Köpfen und Händen von Schüler*innen der Unter- und Mittelstufe entspringen konnten.

Ein großer Lesegenuss steht Ihnen und euch bevor! Und immer wieder schlägt man das Heftlein zu und betet, dass dieser Romananfang ein ganzes Buch werden möge! Ich wünsche eine gute Lektüre und hoffe auf weitere Stunden in der „Welt aus Papier“!

Euer

Felix Urban

Frieda Eggers

Ihre kleine Welt

Sie schluckte. Das war hart. Schweigen entstand in ihrer kleinen Welt an dem Tisch in der hintersten Ecke des Cafés. Es war laut hier. Man konnte fast nichts von seinem Gegenüber verstehen. Und doch hatte sie seine Worte klar gehört, die jetzt in ihrer leeren kleinen Welt widerhallten.

Sie sah sich im Raum um, konnte seinen Anblick nicht ertragen. Warum tat er ihr das an? Oder tat sie ihm damit etwas an, ihn nicht richtig zu verstehen? Denn sie wusste nicht, ob sie dies tat. Ihr Leben lang hatte man sie vor solchen Situationen gewarnt. Man sollte nicht solche Menschen als Freunde haben, sie nicht einmal kennen. Man sollte ihr Leben bewusst ablehnen. Es war nicht gut für sie selbst. Und doch saß sie mit einem perfekten Beispiel davon an einem Tisch. Und wollte ihn nicht missen, da er eine der wenigen Konstanten in ihrem Leben war. Sie sollte Angst haben, zu nah in Kontakt mit ihm zu treten.

In diesem lauten, überfüllten Café mit ihm fühlte sie sich einsam. In einer riesigen Menschenmenge. Fühlte er sich so die ganze Zeit? Hatte er dieses Gefühl, wenn er bei ihr war?

Eine stille Träne bahnte sich den Weg über ihr Gesicht, tropfte am Kinn ab.

Victoriya Ganzha

Meine Seele, Dein Herz und Sein Leben

Teil 1

Ich

Ein grüner Raum war nur mit einer Nachtschlampe beleuchtet. Grün war seine Lieblingsfarbe und die Tatsache, dass ich genau in diesem Raum darauf warten musste, ihn das letzte Mal zu sehen, brach mir erneut mein in zehntausend Teile zerbrochenes Herz.

Ich schloss meine Augen, um dieses wunderschöne Grün nicht mehr sehen zu müssen. So wunderschön, wie seine Augen es waren, wenn er mich anlächelte. Wie immer, wenn ich von Weitem auf ihn zukam. Ich wusste immer noch, dieser Blick in die Ferne, wenn er mich suchte und wie seine Augen aufleuchteten, als er mich fand. Ich wusste, ich konnte praktisch unter tausend Leuten stehen und er würde mich trotzdem immer finden. Wie seine Lippen sich in dieses freche Grinsen verzogen, das ich von Anfang an geliebt habe. Wie er mich an schlechten Tagen in seine Arme nahm und meine Stirn küsste und mir sagte, ich wäre bei ihm sicher.

Nein, ich durfte nicht an ihn denken, denn sonst würden die Erinnerungen nie verschwinden und ich würde es nie übers Herz bringen loszulassen. Die Tür am Ende des Raumes, die ebenfalls grün war, ging auf und sein Vater kam heraus. Er schaute mich an, als wäre ich der Teufel persönlich, der in sein glückliches Leben reingeplatzt war und jeden Millimeter davon zerstört hatte. Er schaute mich an, als wäre ich eine Fremde und nicht das Mädchen, das er vor wenigen Tagen wie seine eigene Tochter behandelt hatte.

Ohne dass ein einziger Laut seinen Mund verließ, schlenderte er an mir vorbei. Er gab mir für das Geschehen die Schuld. Alle gaben mir dafür die Schuld. Ich selbst tat das. Ich war daran schuld. Ich habe einen einzigen, kleine Fehler begangen. Ich habe ihn

diese Nachricht hinterlassen. Acht Wörter, die meinen ganzen Plan, mich und alles um mich herum zerstörten.

„Frau Selbmann?“, erklang eine Stimme im verdunkelten Raum und riss mich, sei allen Göttern Dank!, aus meinen Gedanken. Doch mein Dank dauerte nicht lange, denn ich musste nur den Mann ansehen, der dort stand, um zu wissen, was jetzt kam. Es war ein alter Mann, der komplett schwarz angezogen war und nur eine lange Kette mit einem silbernen Stern schmückte ihn. Das Zeichen unserer Götter.

Er war der Priester unserer Dorfkirche.

„Ja?“, konnte ich nur aus mir herausbringen.

„Sie sind dran, der Liste nach, Frau Selbmann. Wollen Sie reingehen?“

Mein Mund wurde trocken, als hätte ich seit Tagen keinen Tropfen Wasser zu mir genommen. Die Angst überfiel mich wie eine eiskalte Welle bei einem Sturm. Ich musste meine Hände in den langen Rock meines schwarzen Kleides verkrampften, um nicht in Tränen auszubrechen. Es tat so weh. Ich konnte nicht da rein, nein, ich konnte es nicht.

„Frau Selbmann? Wenn Sie wollen, können Sie hier bleiben und wir lassen den nächsten Besucher vor Ihnen rein.“

Nein! Das durfte nicht passieren. Ich sammelte all meine wenigen Mut ein und versuchte, die Worte zu finden, die nun von mir erwartet wurden.

„Nein danke, Vater. Ich bin schon auf dem Weg.“

„Dann folgen Sie mir, Frau Selbmann.“

Ich trat durch die Tür.

Einen kurzen Augenblick konnte ich nichts sehen, denn die Helligkeit des Raumes machte mich blind, dann kam die Kälte des Kühlraumes und fegte mir meine letzte Hoffnung, es wäre nur ein Albtraum, weg.

Dann sah ich ihn.

Er lag da, auf einem weißen Tisch mitten in diesem eiskalten Raum. Augen geschlossen, fast so als würde er schlafen. Doch ich wusste es besser.

Es war ein Wunder, dass sein Gesicht heilgeblieben war, während von seinem Körper nur blutige Fetzen zurückblieben. Aber die Priester haben es so geschafft, dass man denken konnte, dass unter dem weißen Tuch, das alles außer seinen Gesicht verbarg, immer noch sein wunderschöner, starker Körper liegen würde. Er hatte einen kurzen, blonden Haarschnitt, volle Lippen und unvergessliche, waldgrüne Augen, die ich nie wieder sehen werde. Wenn eine fremde Person ihn hier so liegen sah, würde sie denken, er schliefe. Nur ich war keine Fremde und ich wusste, so gut wie kein anderer, dass, wenn auch sein Körper, oder was von ihm übrig geblieben war, hier lag, seine Seele schon längst bei den Göttern war.

„Sie haben fünfzehn Minuten Frau Selbmann.“

Fünfzehn?! Wie sollte ich um alles in der Welt in fünfzehn Minuten alles sagen, was mein Herz bedrückte? Doch ich nickte stumm. Heute brauchte ich nicht noch mehr Ärger. Da stellte sich der Priester zu meiner Überraschung neben die Tür und senkte seinen Blick.

„Ich... Könnten Sie uns allein lassen, Vater?“

Meine Stimme klang so erschreckend leise, dass ich zusammenzuckte. Er hob seinen Kopf und schaute mir in die Augen. In seinem Blick schimmerte Unsicherheit, als wollte er mir sagen, „das ist nicht den Regeln nach, Frau Selbmann“, aber auch Verständnis, was völlig sinnlos war, denn keine einzige Seele auf dieser Welt, in dem Universum, konnte mich verstehen. Es tat so verdammt weh, ihn anzusehen, dass ich schnellstmöglich ein anderes Objekt im Raum suchen musste, das ich anstarren durfte. Als ich es fand, wick alles Wärme aus meinen eiskalten Herz weg, denn das Einzige, was es hier zu sehen gab, war er. Seine Schönheit trieb mir schmerzhafte Tränen in die Augen. Ein Wunder, dass ich sie bisher zurückhalten hatte zurückhalten können.

„Bitte...“

Ich wusste nicht, ob es dem Priester oder dem Schicksal galt. Mit dem Priester schien es zu funktionieren, ich hörte, wie die Tür

hinter mir leise geöffnet und mit einem unvermeidlichen Klicken geschlossen wurde.

Das Schicksal blieb dennoch stumm entschlossen, alles Böse auf mich runterschmeißen zu lassen. Die fünfzehn Minuten gingen los.

15:00

14:59

Ich legte meine Hand auf seine Wange, so wie er es immer gemacht hatte, als ich aus einem Albtraum aufwachte. Ich musste etwas sagen, doch mir fiel nicht ein, wo ich denn anfangen sollte.

13:53

13:52

„Wieso hast du es nur getan, Maar?“

Seinen Namen auszusprechen, fühlte sich wie ein tötender Schlag an. Ich habe es seit dem götterverdammten Morgen nicht gemacht. Nicht, seitdem ich wusste, dass er nicht mehr darauf reagieren würde.

Maar Simmer lautete sein Name. Die Ähnlichkeit unserer Nachnamen tat schon fast körperlich weh.

12:35

12:34

Erst jetzt merkte ich, dass mir Tränen über die Wangen flossen.

„Du hattest doch eine wunderbare Zukunft vor dir, im Gegensatz zu mir. Deine, alle Welt wäre ohne mich viel besser dran.“

Meine Beine gaben unter mir nach und gleich darauf kniete ich auf dem eiskalten Boden vor dem weißen Tisch.

11:28

11:27

Ich wusste die Antwort bereits, nur wollte ich die nicht wahrhaben. Er hat mich geliebt. Und ich habe ihn geliebt, ich habe ihn wie einen Gott verehrt. Doch dann kam die Entscheidung seiner Eltern, er würde in einem anderen Land studieren und zukünftig dort leben. Ich wusste, es war wie ein Lottogewinn für ihn, es aus unserem Dorf herauszuschaffen und ich freute mich ehrlich von ganzen Herzen für ihn. Aber gleichzeitig wusste ich, dass ich nicht

ohne ihn hier bleiben konnte. Denn wer, außer er würde mich an schlechten Tagen davon überzeugen, dass die Welt gut war, wer würde mich an guten Tagen so zum Lachen bringen, wie er es gemacht hatte? Ich wusste, es gab für mich ohne ihn keinen Sinn mehr weiterzuleben.

09:46

09:45

Mir fiel unsere Unterhaltung an einem sehr schlechten Tag ein.

„Alles Gute auf dieser Welt kommt von dir, Klara“, sagte er damals.

„Deshalb bleibt mir wohl nichts davon übrig“, wisperte ich zur Antwort.

Er sah mich mit seinen wunderschönen, grünen Augen an, die sichtlich von Traurigkeit überflutet wurden. Dann kam er auf mich zu und nahm behutsam, fast als hätte er Angst, ich würde von ihm wegrennen, mein Gesicht in seine Hände und schaute mir tief in die Augen. „Vielleicht musst du nur deine Augen aufmachen, dann wirst du verstehen, wie falsch du da liegst.“

Er beugte sich vor und küsste mich zärtlich.

04:09

04:08

Es gab Tausende solcher Erinnerungen in meinem Kopf und jede davon schmerzte auf ihre eigene Weise. Plötzlich fiel mein Blick auf die Uhr, die an der Wand gegenüber der Tür hing. Der Schock traf mich wie ein eisiger Winterwind an einem warmen Sommertag: Es blieben mir nur noch drei Minuten, um mich zu verabschieden. Aber was sollte ich sagen? Es war ein Spruch, der mir einfiel. Den haben wir immer gesagt, wenn es einem von uns mal schlecht ging. Er hatte ihn sich ausgedacht, als er zum ersten Mal sah, wie sehr ich unter meinen Gedanken und Ängsten litt.

„Wenn im grauen Winter du die Hoffnung, dass alles gut werden wird, verlierst...“ Meine Stimme klang so erstickt, dass ich sie fast nicht hören konnte.

„...musst du wissen, dass ich im Frühling auf dich warte“, sollte er den Satz beenden.

Doch die Stille gab mir keine Antwort.

Ich verbarg mein Gesicht in meinen Händen, denn der Schmerz war unausstehlich.

„Maar... ich will, dass du weißt, ich habe dich geliebt, liebe dich und werde es für alle Ewigkeit tun. Ich schwöre bei allen Göttern der Welt, ich werde dich nie vergessen.“ Ich beugte mich vor und küsste vorsichtig seine Stirn, seine Haut war so kalt und leblos...

Ein leises Klicken der Tür ließ mich zusammenzucken.

Der Priester kam herein. „Ihre Zeit ist vorbei, Frau Selbmann. Sie sollten jetzt gehen.“

„Nein...“

Als ich mich weigerte, kam er auf mich zu, legte seine Hände auf meine Schulter und zog mich nach hinten. Sein Griff war so fest, dass ich unwillig gezwungen war, mit nach hinten zu gehen.

„Nein! Maar, ich werde dich finden! Hörst du? Ich werde dich dort unten finden. Das verspreche ich dir!“

Tränen flossen wie ein Wasserfall über meine Wangen. Ich wollte noch viel mehr schreien, doch die Tür fiel vor meiner Nase zu und das Letzte, was ich sah, war sein ruhiges, wunderschönes Gesicht. Dann wurde ich von der Dunkelheit verschluckt.



Ivana Brkljaca

Das Erbe der Drachenkriegerinnen

Ich traf meine Oma, nachdem sie gestorben war.

Aber das hielt mich nicht davon ab, sie kennenzulernen.

Ich bin Lisa, Lisa Parker und ich wurde 20 Jahre nach dem Tod meiner Großmutter geboren.

Meine Eltern wollten mir nichts über sie erzählen. Sie existierte nicht. Daher beschloss ich eines Tages, es selbst herauszufinden.

Ich suchte in den alten Tagebüchern meiner Mutter. Nichts.

Ich suchte in allen Fotoalben. Nichts.

Ich suchte sogar in den alten Kisten auf dem Dachboden. Nichts.

Doch dann kam mir der Gedanke: Mutters Arbeitsplatz.

Als Erstes suchte ich im Regal mit den vielen Ordnern. Nichts als Staub und alte Arbeitsblätter. Ich suchte Schublade nach Schublade ab. Und fand nichts. Gerade als ich dabei war, meine ganze Hoffnung zu verlieren, sah ich eine kleine Holzkiste, die hinter den Aktenordnern versteckt war. Mein Herz klopfte so stark vor Aufregung. Mit zittrigen Händen und geschlossenen Augen öffnete ich die kleine schlichte Holzkiste... „Bitte, bitte, bitte,...“, murmelte ich und öffnete die Augen.

Da lag ein kleiner zusammengefalteter Brief mit einer schönen schnörkeligen Handschrift geschrieben. Ich nahm ihn vorsichtig heraus und begann zu lesen:

Meine liebste Enkelin,

wir werden uns wahrscheinlich nie begegnen und deine Mutter wird dir auch nichts über mich und unser Familiengeheimnis erzählen. Daher hoffe ich, dass du eines Tages diesen Brief findest. Mein Name ist Annabell Grey. Ich bin deine Großmutter. Wir haben eine besondere Gabe, die sich seit Hunderten von Generationen auf die Töchter weitervererbt. Deine Mutter wollte nie etwas

damit zu tun haben. Sei ihr nicht böse, sie möchte dich nur beschützen. Wenn du groß genug bist, solltest du aber allein über dein Leben entscheiden und darüber, ob du diese Gabe annehmen möchtest oder nicht.

*Ich habe keine Zeit mehr ... es tut mir leid ... Falls du mehr über mich und unsere Familiengeschichte wissen willst, gehe zur alten Bibliothek und frage nach meinem Namen. Der alte Bibliothekar wird dir alles erzählen. Ich vermisse dich und bereue es, dass ich dich nie kennenlernen werde. Ich liebe dich über alles.
Deine Oma.*

Tränen liefen mir über das Gesicht. Ich war traurig und wütend und fühlte mich alleingelassen. Ich verstand überhaupt nichts. Was für ein Geheimnis? Welche Gabe? Was ist mit meiner Oma geschehen? Warum verschwieg meine Mutter mir alles?

Ich hörte plötzlich die Schlüssel an der Tür. „Oh nein, Mist, warum kommt sie jetzt schon nach Hause?“, dachte ich mir und rannte schnell in mein Zimmer. „Hallo mein Schatz, ich habe heute früher Feierabend gemacht, damit wir zusammen essen können“, rief Mutter aus dem Flur.

„Ich muss hier schnell raus und werde ganz sicher nicht mit ihr essen!“, dachte ich wütend.

„Sorry, aber ich gehe noch in die Bibliothek“, rief ich zurück. „Ich muss für meine GFS noch ein paar Informationen sammeln“. Ein kleines bisschen bekam ich ein schlechtes Gewissen, aber meine Enttäuschung und meine Wut waren größer. Ich nahm mir meine Jacke und ging los.

Nachdem ich eine Weile gelaufen war, fiel mir etwas auf. Ich lief immer im Schatten und auf der anderen Seite schien die Sonne. Es kam mir fast so vor, als gäbe es eine unsichtbare Grenze. Eine Grenze, durch die ich sehen konnte. „Was soll das denn jetzt? Nur weil du etwas von einer Gabe gelesen hast, bildest du dir jetzt komische Sachen ein“, schimpfte ich mit mir selbst und schüttelte den Kopf. Ich lief weiter.

Die Bibliothek war ganze vier Meilen entfernt. Ich konnte schon nach einer halben Meile nicht mehr, weil ich zu schnell gelaufen war und lief etwas langsamer. Doch dann sah ich am Straßenrand einen Mann im Schatten stehen, der mich beobachtete. Er rauchte stinkenden Tabak aus einer Pfeife. Ich wollte nicht an ihm vorbei. Irgendwas hielt mich davon ab. Er stand nur dort und schaute mich an.

„So ein Quatsch, jetzt reiß dich zusammen“, dachte ich mir und schüttelte dabei den Kopf. Ich nahm all meinen Mut zusammen und lief mit erhobenem Kopf doch an ihm vorbei. Plötzlich war da eine Stimme. Eine Stimme, die mich auslachte. Nicht nur mich. Mein Leben, mein Aussehen, einfach alles. Nun fühlte ich mich doch nicht mehr so mutig. „Konnte das alles wahr sein?“

Ich spürte, dass es die Stimme des Mannes mit der Pfeife war. Ich drehte mich um und sah zu ihm. Er war verschwunden. „So, jetzt höre ich auch noch Stimmen. Wegen einem Brief nun total verrückt geworden oder was?“, dachte ich mir. Doch ein kalter Schauer lief mir über den Rücken. Ich hatte es mir nicht eingebildet, denn ich konnte den stinkenden Qualm der Pfeife noch immer riechen und sehen. Ich rannte so schnell wie ich konnte. Einfach weg. In Richtung Bibliothek.

Dort angekommen, fragte ich den alten Bibliothekar gleich nach meiner Oma. Er erzählte mir alles. Auch, dass sie sich vor 20 Jahren für unsere Stadt geopfert hat.

„Deine Oma war eine sehr tapfere Frau. Sie kämpfte nämlich gegen einen Drachen. Einen bösen, machtgierigen und wirklich schlimmen Drachen, der unsere Stadt zerstören wollte. Alle paar Generationen tauchen diese Kreaturen aus dem Schatten heraus und versuchen alles zu vernichten. Die Frauen deiner Familie sind die einzigen, die die Drachen tödlich verletzen können. Deine Oma kämpfte vor 20 Jahren mit ihm und traf ihn ins Herz. Er war dem Tod schon nahe, doch mit letzter Kraft spie er nochmal Feuer und tötete deine Großmutter. Ihre Tochter Darby Grey, deine Mutter, trauerte sehr um sie und schwor sich, diese Gabe nicht fortzuführen und ihren Töchtern nie etwas davon zu erzählen, um sie

nicht in Gefahr zu bringen.“ Schließlich gab er mir ein altes Tagebuch meiner Oma, in dem alles über unsere Familiengeschichte stand. Schnell rannte ich nach Hause und schloss mich in meinem Zimmer ein.

Ganz vorsichtig öffnete ich das Buch. Es roch nach Staub und nach Kräutern. Ich hielt das Tagebuch meiner Vorgängerinnen aus den letzten Jahrhunderten in der Hand. Mit verschiedenen Handschriften und Zeichnungen von Drachen. Sie beschrieben, wie man die Drachen erkennen konnte, da sie sich in Menschengestalt verstecken. Wie man sie bekämpfen konnte und wie man sie schließlich tödlich verletzen konnte.

Ich las die ganze Nacht durch. Immer und immer wieder.

Ich dachte an meine Mutter und wollte sie zur Rede stellen, doch dann würde sie herausfinden, dass ich in ihren Sachen herumgeschnüffelt habe. Ich war immer noch wütend, aber ich verstand sie auch. „Sie darf nicht erfahren, dass ich alles weiß, sonst verbietet sie mir alles. Und dann kann ich mich nicht auf das vorbereiten, was auf mich wartet.“

Die Schattengrenze und der Mann mit der stinkenden Pfeife gingen mir nicht aus dem Kopf. „Es war keine Einbildung. Ich habe es gespürt. Ich werde mein Erbe annehmen. Und ich werde mich auf den Kampf vorbereiten.“

Hannah Tielke

Ohne Titel

Wenn ihr diese Geschichte angefangen habt zu lesen und auf eine Erklärung bestündet, etwas Handfestes, was die Sachlage erklärte, so würde diese Geschichte euch enttäuschen. Nicht Mal Aurelia hätte eine, obwohl das doch ihre Geschichte ist. Es begann alles mit einem Morgen. Keinem „normalem“ Morgen wie in den anderen Geschichten, denn das wäre gelogen.

Kapitel 1

Tausende von goldenen Körnern, die sich über die weiten Wiesen erstrecken. Weiße Bäume mit roten Blättern, die alle gleich aussehen. Große Häuser mit reichen Bewohnern, die trotz ihrem Überfluss an Geld die anderen Stadtteile nicht besuchen dürfen. Das ist mein zu Hause.

Die Wände zittern. Ein Zug rattert über die alten, kaputten Schienen. Er trägt eine Aufschrift. Sie sieht aus, als wäre sie früher mal weiß gewesen und sagt: „MEMOLUM, UNSER HÖCHSTES GEBOT“. In meinem Kopf erblitzen Bilder einer Erinnerung. Sie zeigen meine Großmutter, wie sie in unserer kleinen, chaotischen Küche von unserem schrägen Zuhause stand. Wir saßen zusammen und der wunderbare Geruch von Kartoffelsuppe schweifte durch den Raum. Mama stellte mir eine Tasse Tee hin. Sein kräftiger Geruch übertönte den Duft unserer Suppe. Ein rotes, fein geformtes Blatt kam durchs offene Fenster geflogen und fiel in meine Tasse. Ich hörte, wie meine Großmutter voller Überzeugung sagte, dass irgendwann dieser ganze Schrecken vorbei sein würde und mein Vater ihr nickend zustimmte. Ich habe auch mal gedacht, dass es eine Zeit geben wird, in der unser Herrscher, oder eher besserer Bürgermeister, uns nicht mehr wie in einem Käfig gefangen halten würde. Aber das ist jetzt nur noch ein hoffnungsloser Traum. Oft

denke ich darüber nach, was wohl passiert wäre, hätten Mama und Papa nicht...

„Evelynn, was treiben Sie da?“

Eiskalt werde ich wieder in die Realität getaucht. Mrs. McStock, die Leiterin des Waisenhauses, in dem ich lebe, hat mich mal wieder beim Schwänzen meiner Pflichten erwischt. Zu Pflichten gehören so nervige Dinge wie Training, Schule oder Küchendienst.

Nun starrt Mrs. McStock mich mit ihren leeren, grauen Augen an.

„Warum finde ich Sie erneut in ihrem Zimmer und nicht im Training vor?“ fragt sie. *Warum haben Sie mich erneut aufgesucht?*, denke ich und äffe dabei ihre hohe, bescheuerte Stimme, dessen seltsamen Akzent niemand versteht, nach.

„Reden Sie!“

Dieses Mal ist die Leiterin beinahe am Brüllen. Mit einem Mal stehe ich kerzengerade vor ihr, damit ich nicht noch mehr Ärger bekomme als sowieso schon.

„Ich... Ich dachte ich hätte Küchendienst und da das Mittagsmahl erst in zwei Stunden auf den Tisch kommt, bin ich hier.“

Ich hasse das Training, aber noch mehr hasse ich es, mich von dieser Frau umherschleichen zu lassen. Mrs. McStock schaut mich jetzt so durchdringlich an, dass ich merke, wie sich Schweißperlen auf meiner Stirn bilden.

„Achso... verstehe...Küchendienst...“ Klar, dass sie mir mal wieder kein Wort glaubt. „Evelynn, Sie begeben sich bitte unverzüglich in den Trainingsraum. Nach Ihrer Trainingseinheit besuchen Sie mich bitte in meinem Büro.“, fährt sie fort.

„Wie Sie wünschen Mrs. McStock.“, antworte ich ihr. Sie macht mit ihren viel zu großen Stöckelschuhen einen Schritt zurück und öffnet vorsichtig die Tür. Doch bevor sie den Raum verlässt, dreht sie sich noch einmal um und sagt: „Ach, übrigens: Von Ihrer Schwester könnten Sie sich ruhig mal ein Scheibchen abschneiden. Auch wenn alle in Ihrer Familie absolute Versager sind. Aber sie strengt sich wenigstens an... Ich sage Ihnen eins: wenn Sie das nicht ebenfalls tun, stecken Sie – und Ihre Schwester – in gewaltigen Schwierigkeiten.“

Jetzt geht Mrs. McStock endgültig hinaus und schließt die Tür mit einem sanften – *Klack* -. Mein Gesicht glüht, aber nicht weil mir heiß ist, sondern aus Zorn. Das geht eindeutig zu weit! Niemand darf meine Familie *Versager* nennen! Und erst recht nicht meine Schwester! Sie ist alles, was ich noch habe.. Lita ist für mich wie ein Regentropfen in der Wüste. Sie ist unserer Mutter wie aus dem Gesicht geschnitten.

Wir wurden vor vier Jahren von unseren Eltern getrennt. Damals war ich elf und Lita acht Jahre alt. Memolum-Leute kamen in unser Haus gestürmt und nahmen Mama und Papa mit. Bis heute denke ich darüber nach, was eigentlich passiert ist, aber ich komme einfach nicht darauf.

Ich lasse meinen Blick durch den kleinen, engen Raum schweifen. Alles ist so kahl und grau. Das Einzige, was hier ein wenig Farbe reinbringt, ist das verblasste Bild von Mama und Papa. Hand in Hand und mit einem großen Lächeln auf den Lippen stehen sie da. Ich merke, wie meine Augen nass werden und mir eine Träne über die Wange rinnt. Ich habe nur dieses Bild als Andenken an meine Eltern und eine kleine, hellblaue Haarspange von meiner Mutter.

Bevor ich zur Trainingshalle gehe, hole ich ein Kästchen aus meinem Regal, nehme die blaue Haarspange heraus und stecke sie mir in die Haare. Neben der ganzen alten, grauen Kleidung, sieht die farbige Spange noch schöner aus. Ich stehe auf und verlasse das Zimmer. Der Flur ist menschenleer. Mrs. McStock sitzt wahrscheinlich schon wieder in ihrem Büro und denkt sich neue Strafen für die Kinder aus.

Ich gehe durch den schmalen Flur, dessen Wände immer wieder durch schwarze Türen unterbrochen werden. Am Ende des Gangs ist eine lange, spiralförmige Treppe, die zum Trainingsraum führt. Bei jeder Stufe, die ich hinuntergehe, macht sie ein seltsames Geräusch.

Hier unten ist es noch dunkler, als oben. Die Lampen sind beinahe erloschen und hier im Keller gibt es nicht einmal Fenster. Diese sind in diesem Haus der einzige Zugang zur Außenwelt. Die Türen

sind verriegelt und wir dürfen *unser* Gebäude nur verlassen, wenn es uns angewiesen wird.

Wie gerne ich mal wieder durch einen Wald laufen würde, oder barfuß über eine Wiese rennen. Aber das alles erlebe ich nur noch über die Bildschirme im Trainingsraum, die unsere Umgebung in den Übungseinheiten simulieren. Mal zeigen sie Bäume, mal Grashalme. Doch nichts davon ist Wirklichkeit...

Nun stehe ich vor dem schweren Eisentor, das in die Halle führt. Ich schiebe es auf. Quietschend bewegt es sich Zentimeter für Zentimeter nach rechts. Ich betrete den Raum und will gerade das Tor schließen, als mir ein beißender Geruch in die Nase steigt. Es riecht nach Feuer... vorsichtig drehe ich mich um und springe schlagartig nach hinten. Was ist das!?

Eva Stracke

Der Morgen

Aurelia wurde vom Morgenlicht geweckt, das ihre Wange wärmte. Ihr Wecker klingelte eigentlich erst in zehn Minuten, doch anscheinend hatte das Licht beschlossen Aurelia schon jetzt zu wecken, und da ihre Jalousie kaputt war, konnte sie es nicht daran hindern. Genau deswegen hasste ich das Licht, sagte eine Stimme tief in ihrem Hinterkopf. Aurelia wusste nicht, wo diese Stimme herkam oder was sie in Aurelias Kopf zu suchen hatte, sie wusste nur, dass es nicht ihre eigene war. Doch das störte sie nicht besonders, denn sie hörte diese Stimme, seit sie denken konnte. Sie selbst freute sich über das Licht. Es war doch viel schöner, so aufzuwachen als vom ewigen Klingeln des Weckers. Sie beschloss (die Stimme in ihrem Kopf erhob keinen Einspruch) schon jetzt aufzustehen und sich für die Schule fertig zu machen. Sie ging ins Bad kämmte ihre taillenlangen, goldenen Haare, zog sich an und ging ins Esszimmer. Auf dem Esstisch stand ein Teller voller Pfannkuchen und eine Nachricht:

„Musste heute schon früher zur Arbeit. Ich habe dir Pfannkuchen gemacht, lass es dir schmecken! Mom“

Aurelia versuchte die Nachricht zu entziffern. Nicht, dass die Schrift ihrer Mom irgendwie unleserlich gewesen wäre oder so, es lag an ihren Augen. Ihr rechtes Auge war sehr lichtempfindlich und auf dem Linken war sie ganz blind.

Deswegen war es für sie schwer im einströmenden Morgenlicht die Nachricht zu lesen.

Während sie also noch nach einer geeigneten Perspektive suchte, keifte die Stimme in ihrem Kopf schon los. Sie meinte, „musste heute wie immer schon früher zur Arbeit“. Als ob ein Teller kalter

Pfannkuchen wieder gutmachen würde, dass sie nie Zeit für uns hat!

Trauer und Wut stiegen in Aurelia auf, doch sie verdrängte die Gefühle – es waren schließlich nicht ihre eigenen. Sie wusste nicht, warum die Stimme in ihrem Kopf wütend auf ihre Mom war, schließlich tat sie doch alles für sie. Sie arbeitete unermüdlich, um genug Geld zu verdienen, und trotzdem fehlte es vorne und hinten. Aurelia ließ sich also die Pfannkuchen schmecken, obwohl sie tatsächlich schon kalt waren, und ging los zur Schule.

Wenn man andere Leute fragte, wurde Aurelia immer als ein sehr nettes Mädchen beschrieben. Freundlich, fröhlich, hilfsbereit, bescheiden: einfach gut. So war es auch in der Schule. Alle mochten Aurelia, auch die Lehrer. Deswegen begrüßten auch viele Leute Aurelia, als sie mit dem Fahrrad zur Schule fuhr. Doch im Klassenzimmer setzte Aurelia sich einfach hin und ging nicht zu einer der vielen Freundesgruppen, die im Klassenzimmer standen und miteinander redeten. Denn obwohl jeder Aurelia mochte, hatte sie keine richtigen Freunde. Keine Freunde, mit denen man nachmittags etwas unternahm oder die du anrufst, wenn es dir schlecht ging. Und auch wenn Aurelia es nicht zugeben würde, sie war einsam. Deshalb freute sie sich immer, wenn jemand sie zu sich nach Hause einlud und sei es nur, um ihr beim Lernen zu helfen. Das passierte oft, denn Aurelia war gut in der Schule. Bei Arbeiten schrieb sie immer eine gute Note, denn wenn sie einmal die Antwort auf eine Frage nicht wusste, flüsterte die Stimme in ihrem Kopf ihr die richtige Lösung zu. Ein bisschen fand Aurelia es unheimlich, dass die Stimme in IHREM Kopf Sachen wusste, die SIE nicht wusste. Aber egal, schließlich war es praktisch. Sie betrat den Klassenraum und ging zu ihrem Sitzplatz. Sie saß neben Veruca. Oh nein! Nicht schon wieder Veruca! jammerte die Stimme in ihrem Kopf
Sie redet die ganze Zeit und nervt tierisch – und das selbst im Unterricht!

Aurelia wusste nicht, was die Stimme in ihrem Kopf gegen Veruca hatte. Klar sie redete viel, aber das konnte man ausblenden. Frau Klug, ihre Mathelehrerin, betrat denn Raum. Alle setzten sich und der Unterricht begann. Sie machten gerade Geometrie, ein Thema das Aurelia liebte. Veruca redete pausenlos mit ihr. Na ja, eigentlich redete Veruca mit sich selbst, denn Aurelia antwortete nicht. Doch anscheinend war ihr das egal. Der Stimme in ihrem Kopf anscheinend nicht, denn sie zischte: Kann sie nicht einmal ihren Mund halten?!

Aurelia versuchte trotz Veruca und der Stimme in ihrem Kopf sich zu konzentrieren. Mit jedem Wort, das Veruca sprach, schwoll die Wut in ihrem Bauch an. Eine seltsame Wut, von der Aurelia wusste, dass es nicht ihre eigene war. Sie versuchte dieses fremde Gefühl zu unterdrücken. Als Veruca jedoch anfang über ihre Kaninchen zu reden, verlor sie die Kontrolle. Ihr Blickfeld machte einen seltsamen Sprung und die Schatten in der Ecke breiteten sich aus. „Kannst du nicht einmal leise sein?!“, fuhr sie Veruca an. Doch es war nicht ihre Stimme, sondern die Stimme aus ihrem Kopf. Das war nämlich die andere Eigenschaft ihres Geheimnisses:

Manchmal übernahm sie (wie auch immer sie hieß) die Kontrolle. Dann sagte oder tat sie Sachen, die sie eigentlich gar nicht wollte. Aber das konnte sie den anderen natürlich nicht erklären, sie würden sie für verrückt halten. Veruca schaute sie entsetzt an.

„Es tut mir leid, ich wollte nicht...“, begann sie, doch Frau Klug unterbrach sie: „Aurelia würdest du bitte aufhören zu reden und dich wieder auf den Unterricht konzentrieren!“

„Verzeihung“, meinte Aurelia und ihre Wangen brannten. Und so schwieg sie für den Rest der Stunde und die Stimme in ihrem Kopf auch.

Anna Hochberg

Ohne Titel

Ich weiß echt nicht, was meine Eltern haben. Sie werden immer so sauer, wenn ich ihnen meine Note sage. Sie sagen dann immer sowas wie: „Warum freust du dich auch noch darüber?“

Wenn ich dann auf meinem Zimmer bin, reden sie dann immer in der Küche.

Aber jetzt mal wirklich: Es ist doch nicht schlimm, von drei Schulen zu fliegen und zwei Mal sitzen zu bleiben. Als dann meine Mutter an die Tür klopfte und sagte, dass ich mich fertig machen sollte, stöhnte ich. Warum musste ich meinen Bruder vom Bahnhof abholen? Aber nein, er freut sich doch bestimmt mich zu sehen! Wir stiegen ins Auto und fuhren zum Bahnhof.

Meine kleine Schwester wird immer bevorzugt. Sie darf sich immer aussuchen, was für Hörspiele laufen sollen. Und als ich mir mal eins ausgesucht hatte, brachen meine Eltern in den ersten zehn Minuten ab, weil meine Schwester angefangen hatte zu heulen. Dabei war das Hörspiel „Im Leben eines Psychopaten“ überhaupt nicht gruselig. Jetzt muss ich mir immer so was wie „Abenteuer von Hasi“ anhören. Und heute war echt ein Pech-Tag, denn heute musste ich mir „Schnipp und Schnapp lernen Zaubern“ anhören!

Nach ewig langen Minuten kamen wir am Bahnhof an. Meine Mutter meinte, dass wir uns beeilen sollen, aber warum sollte ich mich für meinen Bruder beeilen? Diese Frage bleibt wohl für immer offen! Denn ehe ich mich versah, stand ich auf dem Gleis. Meine Familie fing an wie bekloppt zu winken, aber Tommy und ich machen uns nicht so lächerlich wie die!

Der Zug quietschte und lauter Jungs in Anzügen und Koffern stiegen aus. Aus dem hinteren Teil stiegen Mädchen in Anzügen und Röcken aus. Und auf einmal hörte ich nichts mehr um mich herum, mein Blick war auf dieses Mädchen gerichtet. Sie hatte blonde Haare, die zu einem Dutt gebunden waren. In ihren Augen

sah ich das Meer funkeln, weil ihre Augen so Saphir-Blau waren. Sie hatte einen grün-karierten Pullunder und darüber ein schwarzes Jackett mit einem Wappen, auf dem ein Schachbrett abgebildet war. Sie hatte einen dunkelgrauen Rock und darunter eine schwarze Strumpfhose.

Alissa Couwenberg

Tu nie etwas, was du nicht tun sollst

„Henry! Komm runter! Es gibt Frühstück!“ Mit diesen Worten riss meine Mum mich aus dem Schlaf. Jetzt musste ich mich aber beeilen, denn ich wollte ja nicht am ersten Tag nach den Ferien zu spät zur Schule kommen. Ich packte noch schnell meine Glücksschere ein. Was soll ich sagen, viele sammeln Karten oder Uhren und ich sammle eben Scheren. Dann stürmte die Treppe runter, um schnell zu frühstücken und hoffte mal, dass meine Mum nicht mitbekam wie ich ein paar Gurken unter dem Tisch zu Crispi, meiner Hündin, verschwinden ließ. Dann schaufelte ich mir mein Müsli in den Mund, was mir ein „Hetz doch nicht so!“, von meiner Mum einhandelte.

Bevor ich zur Schule aufbrechen wollte, schaute ich noch auf mein Handy, um den Wetterbericht zu sehen. Heute sollte anscheinend nichts passieren.

Endlich in der Schule angekommen, traf ich auch schon auf meinen besten Freund Johannes. Johannes und ich waren schon seit dem Kindergarten eng befreundet und wir hatten auch den gleichen Geschmack. Wir hassten zum Beispiel beide Lakritze, hassten unseren Sportlehrer Herr Jansen und gingen beide gern schwimmen.

Als ich ihn gerade fragen wollte, ob er schöne Ferien hatte, klingelte es zum Schulbeginn.

Der Schultag verging wie im Flug, doch in der letzten Doppelstunde Kunst, bei Herrn Mattis, als wir gerade am Ausschneiden unserer fast fertigen Laternen waren, ertönte ein ohrenbetäubender Alarm.

Nein, das konnte nicht sein, ich hatte doch erst heute Morgen in die Wetter-App geschaut und diesmal war es auch der richtige Tag gewesen. Wir alle blickten mit aufgerissenen Augen zum Fenster hinaus und in der Ferne sahen wir einen Tornado, der mit hoher Geschwindigkeit auf uns zuraste. Nun war Eile angesagt, wir

stellten uns schnell auf und folgten Herrn Mattis aus dem Klassenzimmer. Immer noch meine Glücksschere in der Hand haltend, tat ich etwas, was ich nie hätte tun sollen. Ich entfernte mich von meiner Klasse. Ich konnte nun mal nicht anders, ich musste aufs Klo.

Als ich fertig war, rumpelte es. Der Tornado näherte sich. Warum war ich nur so dumm gewesen und hatte ihm nicht Bescheid gesagt. Es wären doch sicherlich auch Toiletten in den Schutzräumen gewesen, aber nun war es zu spät.

Der Tornado näherte sich und alles, was ich hatte war meine Glücksschere.

Len Bolch

Ein Buch

Kapitel 1 Der Geburtstag

Heute ist mein Geburtstag, aber ich bekam nicht das iPad, das ich mir gewünscht habe. Sondern ich bekam dieses Buch. Dieses schreckliche Buch. Doch plötzlich hörte ich ein Brummen aus dem Garten. Klang nach einer – einer Walze. Also rannte ich sofort in meinem Schlafanzug raus in meinen Garten. Dort stand eine dicke Walze. In der Walze saß ein dünner Mann, dieser hielt einen Lautsprecher vor seinen Mund. Er schrie: „Sie müssen dieses Haus sofort räumen.“ Da erinnerte ich mich daran. Hier sollte eine Umgehungsstraße gebauht werden und mein Haus soll abgerissen werden! Also legte ich mich vor mein Haus in den Matsch, damit die Walze das Haus nicht abreißen konnte. Ich las mein Buch und wartete, wartete und wartete.

Der Mann schrie weiter: „Gehen Sie sofort weg.“

Ich rief: „Nein!“

Gerade als ich „Nein“ rief, kam mein Freund und fragte mich, ob ich mit ihm in die Bar gehe.

Da sagte ich: „Aber ich muss mein Haus verteidigen!“

Er sagte daraufhin: „Das kann ich für dich regeln.“

Also nahm ich mein Buch und las und las und las.

Gerade ging es um ein Wesen namens Gamane. Die Gamanen sind Wesen, die nicht arg freundlich sind. Also keine Chance bei denen. Falls man sich in ihre Raumschiffe schmuggeln kann, werden sie dich finden und rausschmeißen. Wenn du Pech hast, lesen sie dir noch eines ihrer grauenhaften Gedichte vor. Plötzlich rief mein Freund: „Einverstanden!“

Dann schaute ich hinüber und sah die Walze weg fahren.

Als wir in der Bar waren sagte mein Freund: „Zwölf Säfte bitte!“

Der Barkeeper hatte die Säfte und mein Freund kam an meinen

Tisch zurück. „Warum so viele Säfte?“ fragte ich. Mein Freund sagte: „Weil wir nur noch fünf Stunden Zeit haben.“

Kapitel 2 Keine Chance

„Warum?“ fragte ich ihn.

„Nach meinen Berechnungen kommen dann Aliens und zerstören uns.“

Dann trank ich erst einmal acht Säfte, damit ich wieder denken konnte. Alle aus der Bar schauten mich an und mein Freund sah auf seine Uhr und sagte: „Noch vier Stunden.“

Dann bezahlte ich und verschenkte die restlichen Säfte. Und so schnell wie möglich rannte ich zurück zu meinem Haus. Mein Freund rief hinter mir her: „Hey, das waren meine Säfte!“

Das ignorierte ich aber und packte meinen Koffer. Als mein Freund wieder bei mir war, fragte er: „Wo willst du denn hin?“

Ich antwortete hastig: „Nach Amerika.“ Aber mein Freund sagte: „Hast du mir nicht zugehört? Die Welt explodiert!“

„Ups“, flüsterte ich. Doch dann passierte etwas Seltsames. Es brodelte so komisch aus dem Erdinneren. „Nein, wir können es nicht mehr...“, rief mein Freund und weiter konnte ich nicht mehr zuhören. Denn ich fiel in Ohnmacht.

Als ich wieder aufwachte, war ich in einem Raumschiff. Alles war verschwommen. Dann sah ich ein verschwommenes Wesen. Es starrte mich an und sprach: „Bist du wieder wach? Wir haben es geschafft!“

Dann erkannte ich meinen Freund. Wir waren in einem Raum mit einer Matratze und ganz viel Dreck. Ich erkannte die Umrisse einer Türe, die genauso wie alles andere hier aus Metall war. Ich fragte meinen Freund, wie wir es hier her geschafft haben.

Also fing mein Freund an zu reden: „Also, ich sah ein Raumschiff. Es war von den Gamanen. Ich fragte, ob wir mitfliegen dürften. Eine Gamanenfrau öffnete und sagte: „Ja, aber es muss unter uns bleiben.“ Und sie ließ uns hinein.“

Plötzlich rauschte es aus allen Lautsprechern, die hier verteilt waren. Ich ließ vor lauter Angst mein Buch fallen. Dieses fiel auf den Metallboden und dann kamen Stimmen aus den Lautsprechern: „Hallo an Board! Wir wissen, dass ihr hier seid. Also kommt raus. Wenn ihr jetzt raus kommt, lese ich euch eines meiner Gedichte vor.“

Nein, das war das Letzte, was wir noch brauchten. Dann hämmerten sie schon gegen die Türe und das mit ihren Schuhen. Denn man hörte die Stahlkappen. Doch dann ging plötzlich die Türe auf und die Germanen trugen uns hinaus. Als wir im Kontrollraum waren, kam der Boss von ihnen. Er war wütend. Er beschloss uns doch noch eines seiner Gedichte vorzulesen, weil er natürlich großzügig sein wollte. Ich wollte gerade laut „Nein“ sagen, als er schon anfang. „Also“ begann er.

„Drei Mäuse haben das Grach – äh Schachspiel, dann machten sie ganz hi – äh viel..“.

„Ah grauenhaft“, schrie ich.

„Wirklich? Ernsthaft grauenhaft?“, fragte der Germane.

„Raus mit ihnen!“ schrie der Boss.

„Nein, das war nicht so gemeint!“ schrie ich hinterher.

Wir waren in einem Gang, der so aussah wie der Raum vorhin, bloß ist das hier etwas länger und an den Wänden waren kleine Metallklappen. „Bitte lass uns los, das tut weh.“ rief ich dem Monster entgegen. „Wider – stand – ist – zwecklos!“, rief das Monster mir ins Ohr.

„Macht dir das etwa Spaß, hier Leute zu tragen und rauszuschmeißen?“, wehrte sich mein Freund. „Ne eigentlich nicht, aber rumzubrüllen macht Spaß. Wider – stand – ist -zwecklos!“, rief das Monster.

„Willst du nicht lieber bei deiner Oma sein und in Ruhe leben?“ fragte ich schnell, weil er wollte gerade die Schleuse 13 öffnen.

„Nein, niemals, ich will nämlich Oberschreioffizier werden. Wie findet ihr mich?“, fragte das Monster. „Wider – stand – ist ...“ –

dann unterbrach ich das Monster: „Ja, ja, ganz gut, aber lässt du uns jetzt bitte frei?“ fragte ich.

„Nö“ sagte es leise und steckte uns tief in die Schleuse.

Kapitel 3

Eine kleine Reise im All

Mit einem *Blubb* öffnete sich noch eine Klappe und wir schwebten langsam hinaus ins All. „Wir haben keine Chance, das zu überleben“, sagte mein Freund mit letzten Kräften. Dann schielte ich nach rechts und erwiderte: „Doch, haben wir.“

Ich deutete auf den Planeten rechts neben mir. Er sah aus wie die Erde, also paddelten wir in seine Richtung. „Wir haben noch fünf Sekunden bis wir sterben!“ sagte mein Freund. Vier – Drei – Zwei... „Wir haben es geschafft!“, riefen wir beide im Chor.

Kapitel 4

Pech gehabt

Ich sah endlich geradeaus. Meine Augen hatten sich an die dunkle Umgebung gewöhnt. Ich sah einen grauen Planeten mit Steinen überwuchert. Aber wo war mein Freund? Er stand hinter mir und schaute wie angewurzelt gerade aus. Ich folgte seinem Blick und sah ein Licht. Ja, ein Licht, es war gelbbraun und leuchtete stark. Wir liefen in die Richtung und vor unseren Augen baute sich eine Stadt auf. Wir näherten uns der Stadt.

Plötzlich kam eine Stimme: „Hallo, wo wollt ihr hin?“

Wir drehten uns blitzschnell um und sahen einen kleinen grünen Mann. Wir erschreckten uns und rannten davon. In der Stadt wimmelte es nur so von diesen grünen Menschen und alle rannten vor uns weg. Dabei wollten wir sie fragen, wo wir sind und wie wir wegkommen. Jetzt betrachtete ich die Stadt erst richtig und sah riesige Häuser, die komplett aus Glas waren. Und ich sah lauter grüne Wesen. Sie sahen aus wie Menschen, aber sie hatten vier Arme, mit denen sie viel schneller Sachen machen konnten. Dann

kam ich zurück aus meinen Gedanken und fragte meinen Freund:
„Was sollen wir jetzt machen?“

Doch er antwortete nicht. Wo ist mein Freund? Ich drehte mich in alle Richtungen, aber er war weg. Einfach vom Erdboden verschluckt.

Plötzlich verschwand die Stadt. Danach folgten die grünen Männchen und dann löste ich mich auf einmal auf. Alles wurde grau.

Als ich wieder etwas sah, bemerkte ich, dass ich immer noch in meinem Bett lag und mein Buch in der Hand hielt. War das alles nur ein Traum?

Alissa Couwenberg

Ohne Titel

Kapitel 1

>Dad? Nein! Daaaaad! Neiiiiin! Tu das niiiicht! Daaaad!<
Schweißgebadet wache ich auf. Es ist 3 Uhr nachts. Wieder dieser seltsame Traum. Er fühlt sich immer so echt an, obwohl das gar nicht sein kann. Also schnappe mir mein Buch, um zu lesen, denn wenn ich lese, geht es mir immer besser. Meine Gedanken konzentrieren sich dann nur auf den Moment und ich vergesse alles um mich herum.

„Driiiiiiiiiiiiiing!“ – Mein Wecker klingelt und sofort holt mich der Morgen wieder ein. Ich mache mich fertig und stolpere die Treppe runter.

„Guten Morgen Sonnenschein!“, flötet meine Tante. „Wie geht es dir? Hast du gut geschlafen?“

Natürlich sage ich ihr nichts von meinen schlaflosen Nächten, denn ich möchte sie nicht nach allem, was in den letzten Wochen passiert ist, beunruhigen.

„Gut, danke Tante Amy.“

Kaum setze ich mich an den Frühstückstisch, kommt mein bescheuerter Cousin Boris die Treppe herunterstolz, als wäre er ein König. Ja, genau so fühlt er sich gefühlt jeden Tag auf. Ich kann ihn zu Tode nicht ausstehen. Er tut so, als wäre er der Beste (ist er aber nicht). Leider bin ich seit dem Zwischenfall auf seiner Schule bzw. in seiner Klasse und wie zu erwarten nicht sonderlich beliebt.

Boris setzt sich also neben mich und ich rutsche extra weg (kein Wunder, er stinkt nach Parfüm). Tante Amy versucht mir alles recht zu machen, was echt lieb ist, aber es hilft nichts.

„Lucy, kannst du heute bitte unseren neuen Nachbarn diesen Schokokuchen mitbringen?“, fragt sie.

„Klar“, was soll ich sonst sagen?! Ich und Boris gehen also gemeinsam zur Schule und er läuft schonmal vor, um nicht mit mir anzukommen. Als ich endlich in der Schule ankomme, schauen mich alle wieder so seltsam an, wenn sie das tun, erinnert mich das an den Tag, wo ich allen erzählt habe, warum ich, während des Schuljahrs die Schule wechseln musste. Tja und immer, wenn ich daran denke, fühle ich mich so falsch. So, als ob das alles gar nicht so passiert wäre.

Ich halte noch kurz inne, bevor ich mit gesenktem Kopf zu meinem Platz husche. Frau Hennig kommt in die Klasse gerauscht und hat einen Jungen im Schlepptau. Alle Mädchen beginnen laut zu kreischen und die Jungs freuen sich, dass es einen neuen Jungen in unserer Klasse gibt.

Ich schreie nicht. Dieser Junge hat mir die Sprache verschlagen. Ich muss mich echt zusammenreißen.

„Hallo liebe Schüler/innen, wir haben einen neuen Schüler. Henry erzähl uns doch ein bisschen was über dich.“

„Okay, ich bin Henry, fünfzehn Jahre alt, habe zwei Katzen und bin vor kurzem hierhergezogen.“

Nach und nach stellt sich der Rest meiner Mitschüler vor und als ich an der Reihe bin, ruft Lissi, die Beliebteste aus der Klasse, raus: „Das ist Lucy! Ihre Eltern sind tot und sie lebt bei ihrer Tante.“

„Lissi, das ist sehr unangemessen von dir“, zischt Frau Henning.

„Möchtest du noch etwas hinzufügen, Lucy?“

Ich schüttle den Kopf und es wird weitergemacht mit der Vorstellungsrunde. Ich vergrabe meinen Kopf in meinen Händen und warte nur noch darauf, dass irgendjemand einen dummen Kommentar von sich lässt, macht aber niemand. Zum Glück ist gleich der Unterricht vorbei und ich kann gehen. Wir haben nämlich Lehrermangel, weil so viele krank sind. Ich packe meine Tasche und renne so schnell es geht nach Hause und schließe mich in meinem Zimmer ein.

Kurz darauf klopft es an der Tür.

„Alles Ok Schätzchen?“

„Natürlich ist alles Ok. Meine bescheuerte Mitschülerin Lissi hat mich nur vor der ganzen Klasse und vor dem Neuen ruiniert!“

Ich öffne ihr die Tür und schon kommt die nächste Frage: „Was ist denn passiert?“

„Als wir uns vorstellen sollten, hat sie reingerufen, dass meine Eltern tot sind.“

Wieder habe ich das Gefühl, dass irgendetwas mit meinen Gedanken nicht stimmt. „Vielleicht ist es besser, wenn du jetzt erstmal den Schokokuchen zu unseren neuen Nachbarn bringst“, meine Tante lächelt liebevoll und ich stehe auf, um den Kuchen zu holen. Meine Tante ist einfach die Beste und wenn ich mit ihr rede, fühle ich mich immer besser.

Also gehe ich zu unseren neuen Nachbarn und klingele. Ich lasse fast den Kuchen fallen, denn Henry öffnet mir die Tür. Bestimmt kommt, nachdem was heute passiert ist, ein dummer Spruch oder irgendetwas Gemeines, aber nein, er lächelt mich nur an. „H-hallo“, stammle ich. >Ganz toll Lucy. Ceep cool.<

Ich reiße mich zusammen. „Ich bin hierhergekommen, um euch diesen Schokokuchen zu bringen. Ich hoffe, ihr mögt Schokokuchen.“

Er lächelt immer noch. Mann, er soll damit aufhören, sonst werde ich noch gefühlsdusselig. Endlich fängt er an zu sprechen: „Hi Lucy, danke, meine ganze Familie liebt Schokokuchen. Komm doch rein, dann können wir ihn anschneiden. Meine Eltern sind nicht zu Hause, wir sind quasi allein.“

„Ok, aber ich dachte du hast Katzen?“, frage ich und lächle. Warte, warum lächle ich? Warum lächelt er so zurück? Ich räuspere mich. „Ach ja, komm rein“ sagt er. Ich gehe rein und „Wow“ alles ist so aufgeräumt. Wie kann man, wenn man gerade erst eingezogen ist, schon so ein aufgeräumtes Haus haben?!

Henry stellt den Kuchen auf den Tisch und schneidet ihn an. „Möchtest du ein Stück?“, fragt er. Ich schüttle den Kopf. „Nein danke.“

Er ist so nett, nicht wie alle anderen, die mich immer ärgern. Stille.
„Möchtest du vielleicht meine Katzen sehen? Felice und Lorenz sind zwei ganz liebe Tiere.“

Ich nicke und wir steigen die Treppen hinauf. Henry öffnet eine Tür und lässt mich eintreten. Was ich dann sehe, verschlägt mir die Sprache. Ein riesiges Zimmer (größer als meines) und darin zwei wunderschöne, erhabene Katzen. Ich meine ein riesiges Zimmer für ZWEI KATZEN! „Das ist Lorenz“, er zeigt dabei auf den stolzen schwarzen Kater, „und das ist Felice“, und dabei zeigt er auf die weiße Schönheit Felice. Felice kommt langsam näher und lässt sich von mir kralen. Ich genieße den Moment, bis sie plötzlich meint: „Noch ein bisschen weiterrrrrrechts bitte. Ja, so ist es schon besserrrrr.“ Ich schaue Henry mit weit aufgerissenen Augen an und will ihn fragen, was hier los ist, aber er murmelt etwas von „es tut mir so leid Lucy“, baut sich vor mir auf und es wird schwarz...

Frieda Eggers

Ein Verlust

Bücher haben so viel getan, geholfen und noch immer hat nicht jeder ihren Wert erkannt. Mancherorts werden Bücher verboten, andernorts gibt es nicht genug für jeden. An manchen Orten wird gewusst, dass man sie braucht und an ganz wenigen Orten wird der wahre Wert gekannt. Manche Menschen haben einen solchen Ort, andere nicht. Manche entdecken einen perfekt geeigneten und erstellen einen.

Der Buchladen von Frau Lärchner, die sich in einen Keller verliebt hat.

Wenn der Mann an der grauen Haustür ankommt, beginnt sein Herz freudig zu klopfen. Wenn er die Treppe hinunter geht, hat er den Rest der Welt fast vergessen. Wenn er die Tür zum Keller öffnet, erwarten ihn Wände voller Bücher, die gelesen werden wollen und am Tresen die alte Dame, ein Buch lesend. Normalerweise. Heute findet er eine leere Wand, einen Tresen ohne die Besitzerin der Kellerbibliothek vor. Er muss sich setzen. Ein Stück von ihm – so fühlte es sich an – ist mit den Büchern weggegangen.

Doch das Fehlen dieses Stücks löst etwas bei ihm aus. Er kann so nicht leben. Das weiß er schon nach fünf Minuten – den fünf schrecklichsten seines Lebens. Eine Idee in seinem Kopf. Wenn Menschen etwas nicht haben, aber brauchen, passiert so etwas. In ihm beginnt sich ein Plan zu entfalten. Schultern werden gestrafft, das Kinn hoch erhoben. Ein Kampf steht an.